



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Beim Bau eines Missionskirchlein.

---

Familie allein, nur manchmal gesellen sich mehrere Familien zusammen. Es war eine seltene Ausnahme, von der der Engländer Chapman erzählt. „Ich fand,“ so schreibt er, „auf einer meiner Reisen ein Buschmannsdorf. Es lagen sieben bis acht Hütten, die aus einigen gabelförmigen Stecken bestanden, beieinander. Diese Stecken liefen oben zusammen und waren mit ein paar handvoll Gras bedeckt. Ueber dem Feuer stand ein zerbrochener, irdener Topf, in dem einige Wurzeln gekocht wurden. Eine Wasserkalabasse, ein paar Schildkrötenchalen als Schüsseln und eine Menge Knochen und ausgeleerte Bittermelonen lagen in maulerischer Unordnung umher. An den Bäumen hingen einige Pfeile und Bogen. Die Leute waren fort, ich traf niemand an, als einen blinden, alten Mann.“ So der Engländer Chapman.

Der Bogen eines Buschmannes war etwa drei Fuß lang und vom zähesten, biegsamsten Holze gefertigt, das er nur aufreiben konnte. An ihm befand sich eine aus Sehnen erlegter Raubtiere hergestellte Schnur. Ihre Rohrpfeile waren etwa 18 Zoll lang und hatten an der Spitze einen scharfen, giftgetränkten Knochen. Auch das Bindemittel, das beide zusammenhielt, war stark vergiftet, so daß die leichteste Wunde, die so ein Pfeil verursachte, die schlimmsten Folgen nach sich zog, wenn es nicht gelang, das Gift rasch auszufaugen. Im Handhaben ihrer Waffen waren sie so geübt, daß, wie mir der Häuptling Salima und viele andere versicherten, ihr Pfeil nie das Ziel verfehlte.

Ihre Gifte entnahmen sie, soweit es bekannt geworden, gewissen Wurzeln, den Spinnen, einer Art von Kräutern, namentlich aber den Schlangen. Auch die sogenannte Wolfsmilch, den Saft des Euphorbia-baumes, gebrauchten sie viel. Die Pfeile, etliche zwanzig, trugen sie in einem aus Baumrinde hergestellten Behälter, dessen Boden und Deckel sie mit Schlangenhaut überkleideten. War der Buschmann im Begriff, einem Feind entgegenzutreten, so stellte er seine Pfeile bogenförmig gerade vor sich auf, um sie schnellstens zum Schuß parat zu haben. Auf der Jagd wandte er allerlei Kunstgriffe an. So kleidete er sich manchmal ganz in gewisse Tierfelle, die er auch über das Gesicht herabzog, während überm Kopf noch die Hörner hervorstanden. Er lief auch auf Händen und Füßen, genau wie das Tier, das er erlegen wollte. So kam er seiner Beute oft in nächste Nähe und schoß dann schnell seine vergifteten Pfeile ab.

Auch sonst bestand ihre Kleidung meist aus einem Tierfell. Ihren Körper bestrichen sie mit Fett, Lehm oder Asche, was ihnen ein gräßliches Aussehen gab, und bei Mangel an Nahrung schnürten sie einen Gürtel um den Leib, daß sie den Hunger nicht allzu sehr fühlten.

Ihre Werkzeuge und Hausgeräte waren sehr primitiver Art. Aus Knochen und Hörnern machten sie Messer, Schaber und Äheln, um die Häute zu durchbohren und die Knochen für die Pfeile zu spizen. Auch hatten sie schön zubereitete Steine, die sie als Beile benützten, und andere, womit sie Pflanzenknollen ausgruben.

Für gewöhnlich war der Buschmann bei seinen Ausgängen mit folgenden Sachen ausgerüstet: Mit Köcher und Bogen nebst den erforderlichen Pfeilen, mit einem scharf zugespitzten Stecken zum Ausgraben von Wurzeln, mit zwei Holzstücken, einem trockenen und einem feuchten, durch deren Reibung er Feuer anmachte, mit Nadel und Ahle, beide aus Knochen verfertigt, endlich

mit allerlei Giften, auch mit Heilkräutern, die er im Notfall als Gegengifte benutzen konnte. Alle diese Sachen und Säckelchen wurden zugleich mit einer kleinen Schildkrötenchale, die ihm als Löffel diente, in eine Art Tournister verpackt. Nichts, aber auch nichts in der Welt konnte den Buschmann bewegen, sich von diesen seinen Schätzen zu trennen. Sie bildeten einfach sein Hab und Gut, seine Ehre und seinen Ruhm; es waren ihm das Dinge, von denen seine ganze Existenz abhing.

Viel interessanten Stoff böte gewiß auch die Sprache der Buschmänner; doch ist dieselbe noch viel zu wenig erforscht, als daß sich etwas Bestimmtes darüber sagen ließe. Ich muß mich daher mit einigen Bemerkungen begnügen. Für ein europäisch gebildetes Ohr klingt ihre Sprache in hohem Grade unangenehm, teils der vielen sogenannten Klickse wegen, die fast in jedem Worte vorkommen und dann wegen der vielen Kehllaute, die wie gurgelnd und röhelnd aus dem Halse herauskommen. Der alte Chief Salima ahmte sie manchmal vor mir nach, namentlich aber verstand sich darauf ein gewisser Paul Gooloda, der ebenfalls viel mit ihnen verkehrt hatte. Es war ein köstliches Gekreis, Geächze, Gebrumme, ein Pfeifen, Schnalzen und Zwitschern mit endlosen Konsonanten und einigen wenigen Vokalen dazwischen, daß man glaubte die Stimme von Tieren, nicht aber die eines Menschen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

### Beim Bau eines Missionstischlein.

Von Dr. Siegfried.

(Schluß.)

Marianhill. — Nach der hl. Messe hielt P. Marzellin an die schwarze Christengemeinde eine zündende Ansprache, in der er namentlich vom Schätze des wahren Glaubens und der unendlichen Liebe Jesu zu uns armen Menschen sprach. Nun folgte eine kleine Pause, dann kam der Unterricht für die Katechumenen. Unter den letzteren saß auch ein sogenannter ikohla (Sprich Pfeichla), d. h. ein Mann in reiferen Jahren, der im Rate des Stammes sitzt und sich eines bedeutenden Ansehens erfreut. Solche Männer können uns von großem Nutzen sein, zumal in noch größtenteils heidnischen Bezirken, wie das beim Gmpepeteni-Stamm der Fall ist.

Endlich war alles fertig. Da lud uns unsere schwarze Wirtin zum Essen ein, was wir uns nicht zweimal sagen ließen; denn es war schon 3 Uhr nachmittags und wir waren nach all den vorausgegangenen Strapazen noch immer nüchtern. Sie hatte uns ein Huhn gekocht und stellte auch izindhlube, eine Art einheimischer Bohnen daneben. Brot hatten wir selbst mitgebracht, und so gab's eine prächtige Mahlzeit. Gabeln waren natürlich nicht zur Stelle, doch das genierte uns in einer Kaffenhütte wenig.

Während sich unsere beiden Katecheten am Reste unserer Mahlzeit gütlich taten, machten wir uns allmählich reisefertig, denn wir hatten noch einen vierstündigen Weg vor uns. P. Marzellin besuchte noch mehrere Kranke, darunter auch die Frau, von der wir das vorige Mal sprachen; mein Gastwirt schlug denselben Weg ein, auf dem wir zusammen am Morgen gekommen waren, der zweite Katechet aber, der mir jetzt als Begleiter diente, wählte einen andern, wie er meinte, viel besseren und bequemeren Weg. Doch es ging auch da auf rauhen, schattenlosen Pfaden beständig bergab und bergauf. Der von meinem Begleiter so

gepriesene Busch bestand in vereinzeltten Kaktuswäldchen und wildem Dornengestrüpp. Größere Anpflanzungen von den so genügsamen, rasch aufschießenden und doch so nützlichen Bläckwatteln sieht man nur in der Nähe eines Farmerhauses. Der Schwarze kann sich zu solcher Neuerung nicht erschwingen.

Einmal kamen wir an einem Kraal vorbei, in dem gerade ein Biergelage stattfand. Der Schwarze, nur mit einem Lendenschurz bekleidete Hausbesitzer trat näher und fragte, ob ich auch sein Bier verkosten wolle. Als ich sein gutgemeintes Anerbieten dankend ablehnte, meinte er verächtlich: „Lomlungu uyesaba, der Weiße fürchtet sich“ und kehrte dann wieder zu seiner schwarzen Gesellschaft zurück. Da gab's keinen, der sich fürchtete utshwala zu trinken.

Endlich, nach einem sehr beschwerlichen Marsche langte ich am späten Abend todmüde in meinem Quartiere an. Ich habe in meinem Leben schon manch' anstrengende Fußtour gemacht, doch niemals eine solche. Trotzdem wird mir die schöne Erinnerung daran unvergänglich bleiben fürs ganze Leben. Ich war auch um eine Erfahrung reicher geworden, denn ich hatte einen Einblick gewonnen in die Opfer und Mühen des Missionslebens, namentlich in die Arbeiten, Freuden und Leiden unserer Missionare. P. Marzelli kam noch später heim als ich und war ebenfalls total erschöpft, denn er hatte, um all seine Kranken zu besuchen, noch weit umeinander reiten müssen.

Am nächsten Morgen zelebrierte er in unserm Kraal eine hl. Messe, der alle benachbarten Christen beiwohnten, hielt auch einen katechetischen Unterricht und kehrte dann nach Mariannahill zurück, wo seiner schon längst neue Arbeiten warteten. Denn die dortige Mission ist ungemein ausgedehnt und hat nicht weniger als neun Außenstationen. Begreiflich daher, daß er nur ein- oder zweimal im Monat hierher nach Inchanganga und Bothashill kommen kann; in der Zwischenzeit müssen die Katecheten bescheidene Aushilfe leisten.

Nach weiteren 14 Tagen mußten wir die Arbeit einstellen, weil der Br. Klempner nicht zu haben war, der das ganze Holzgerüst mit Wellblech überkleiden sollte. Wir packten also unsere Werkzeuge zusammen, stellten sie an einen regenricheren Ort und fuhren wohlgenut Mariannahill zu, voll Dank gegen Gott, wieder in klösterlich geregelte Verhältnisse zu kommen.

Einen Monat später erschien endlich Br. Placidus, unser viel in Anspruch genommener Klempner auf dem Plan. Schon am nächsten Tage gingen wir zusammen hinauf nach Inchanganga. Zunächst mußte ich die vielen Blechtäfelchen an den Wänden und auf dem Dach aufschrauben helfen, eine Arbeit, in die ich hier zum ersten Male eingeführt wurde. Als das Dach fertig war, nahm Bruder Klempner den „Turm“ in Behandlung, während ich selbst im Kirchlein die Innenarbeiten fortsetzte. Zuletzt hatte ich die Ehre, das schöne, aus unserer Mariannahiller Kunstschmiede hervorgegangene eiserne Kreuz auf der Turmspitze aufzupflanzen. Br. Rivard, unser Architekt, war auch zum „Feste Kreuzerhöhung“ eingetroffen, und hatte, damit die seltene Feier nicht gar so trocken ablaufe, jedem eine Flasche Malzbier mitgebracht. Wir alle freuten uns, daß das schöne Werk der Hauptsache nach glücklich vollendet war, und daß nun abermals von der Turmspitze eines Missionskirchleins aus das Kreuz, das Symbol des Glaubens und des Friedens, weit hinausleuchtete in die Lande, um allen: Christen, Heiden, Katechumenen ein ständiger Fingerzeig zum Himmel, unserm ewigen Heimatlande, zu sein.

Die beiden Brüder gingen nun heim, ich aber hatte noch eine volle Woche mit Schreinerarbeiten zu tun. Als auch meine Arbeit so ziemlich fertig war, kamen eine Menge schwarzer Neuchristen zum Missionskirchlein heraufgepilgert, das Werk in Augenschein zu nehmen. Auf meine Frage, wie ihnen die neue Kirche gefalle, antworteten sie mit Freuden: „kuhle konke impela, alles ist fürwahr recht schön!“ Doch die meisten von ihnen hatten schon die Klosterkirche und die neue Josepfskirche in Mariannahill gesehen und begannen daher verwundert nach diesem und jenem zu fragen, was sie in ihrem neuen Kirchlein vermischten. „Bruder,“ hieß es da, „wo ist denn die G l o c k e? Wo sind denn die Bilder, die Statuen und die anderen schönen Sachen?“

— Diese Fragen taten mir natürlich weh, und ich begann die Leute zu trösten, soweit ich eben konnte. Zuletzt versprach ich ihnen, ich wolle an die guten weißen Leute jenseits des Meeres schreiben und ihnen ihre Not und ihre Wünsche und Bitten schildern; diese würden ihnen dann sicherlich helfen. Da hellten sich ihre Augen wieder auf, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ja, Bruder, tue das! Wir aber wollen inzwischen fleißig beten, daß Gott die Herzen rühre. O jezt schon freuen wir uns auf die schönen Sachen, und wollen, wenn sie ankommen, für jene guten Weißen beten Tag für Tag!“

Wie, sollen nun diese guten Leuten in ihrer Hoffnung getäuscht werden, und soll das neue Kirchlein immer so stumm und leer dastehen, wie heute? Vor allem bitten wir daher um eine G l o c k e, die mit ihrer Silberstimme die Schwarzen zum Gottesdienste rufe und sie täglich beim „Engel des Herrn“ an das große Geheimnis unserer Erlösung erinnere. Wie erwünscht wären sodann zur inneren Ausstattung ein paar schöne Bilder oder Statuen, an denen die Schwarzen so sehr hängen und die wie eine ständige, stummerbede Predigt auf sie wirken.

Uebrigens kann auch der minder Begüterte ein Scherflein dazu beitragen, der Heller der Witwe hat auch seinen großen Wert, und wir sagen zum voraus für jede, auch die geringste Gabe unsern herzlichsten Dank und ein aufrichtiges „Bergelt's Gott!“

## Maria zu den Engeln.

Von Br. Adrian.

(Mit 1 Bilde Seite 83.)

Centocow, Nov. 1912. — Das Werk des Missionars, was ist es anderes als ein Feldzug im Namen und im Dienste des höchsten Herrn, der alle Völker unter seinem Szepter vereinigen will? Das Heidentum soll für Christus gewonnen, die heidnischen Länder seinem Weltreiche einverleibt werden. In diesem großen Feldzug erfordert es die Taktik, daß die eifrigen Missionare als tüchtige Unterfeldherren ihre Vorposten im feindlichen Gebiete immer mehr vorzuschieben sich bemühen.

Ein solcher Vorposten wurde unlängst in der Nähe von Centocow in der Emakuseni-Lokation errichtet und daselbst am 13. Oktober 1912 ein Kirchlein eingeweiht, benannt: „Maria zu den Engeln“. Die Gründung dieser Außenstation war ein Herzenswunsch unsers hochw. P. Superiors. Aber Hindernisse verschiedener Art stellten sich der Ausführung in den Weg, und das geplante Kirchlein wurde sein Schmerzenskind. Der erste Baumeister, ein gewisser Isidor von Reichenau, mit welchem der Bau verakkordiert war, wurde schnell vom Tode hinweggerafft. Sein Bruder trat an seine Stelle und vollendete den Bau, so gut es eben ging.